Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat
1956

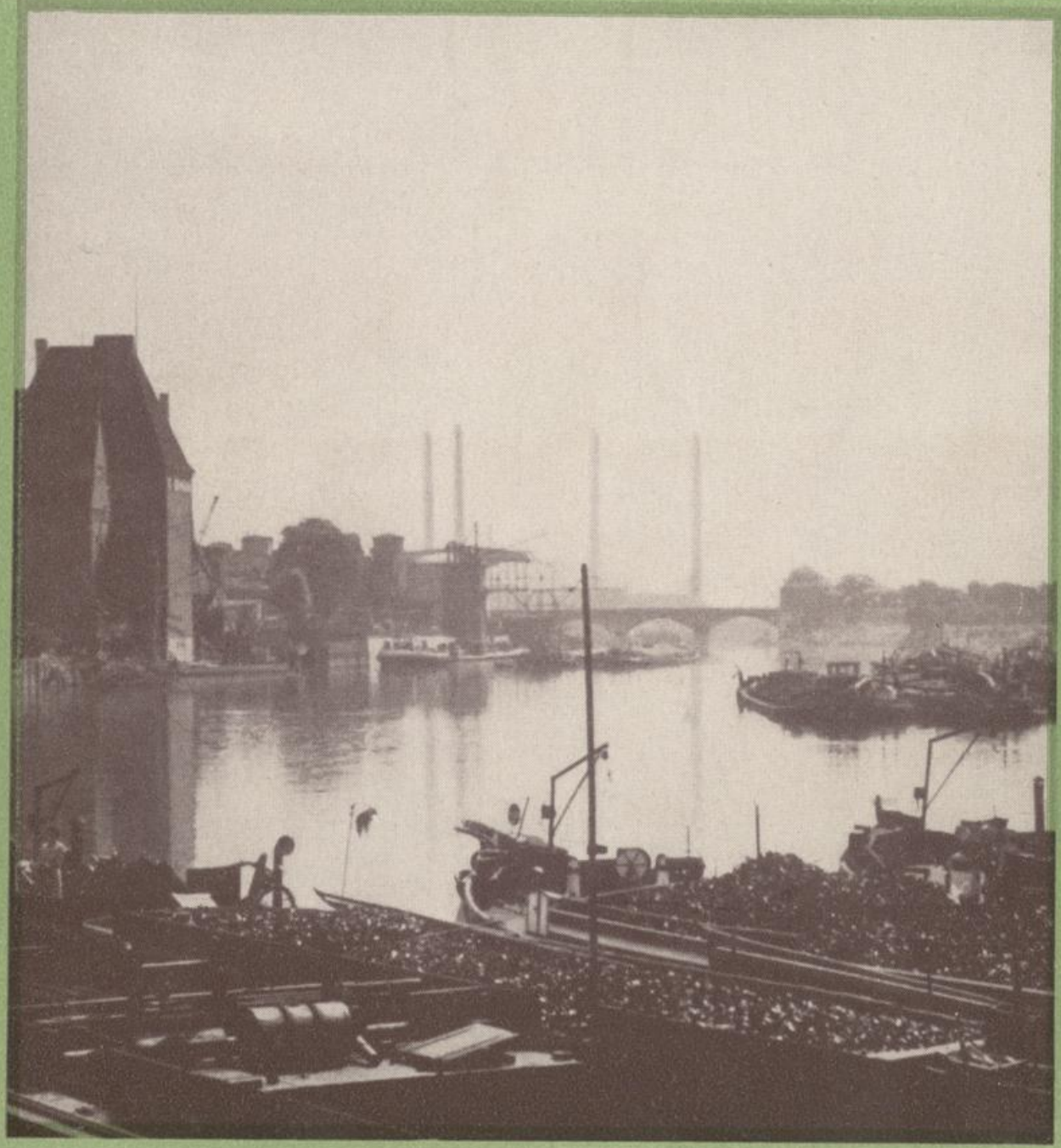
3 (1956)

Visual Library

Dörfe

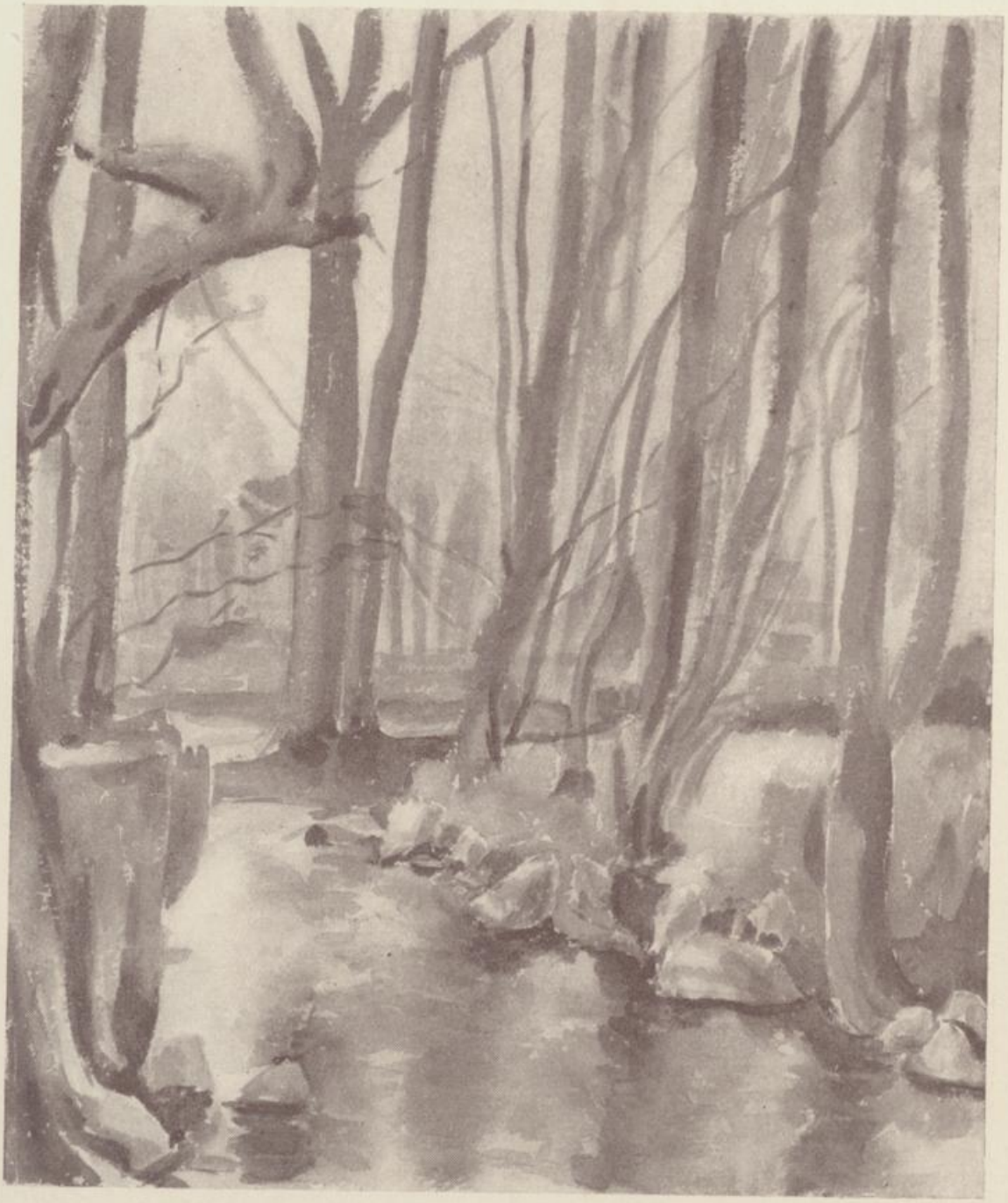
Unsere HEIMAT

Blätter aus der Prignitz



2. Jahrgang

1956 3



H. Seiler: Vorfrühling am Schlatbach

Aquarell

ALBERT HOPPE

Der dreifache Sarg

Wissenswertes um das Königsgrab Seddin

Ende des vorigen Jahrhunderts waren trotz des großen wirtschaftlichen Aufschwunges in unserm Vaterlande die Konkurse auf dem Gebiete der Landwirtschaft an der Tagesordnung, auch in unserer Heimat. Die „Caprivi-Zeit" mit den aufgehobenen Schutzzöllen und der daraus folgenden Überflutung unseres Marktes mit billigen ausländischen Agrarprodukten brach in dieser Auswirkung des Systems der absolut freien Wirtschaft auch manchem heimischen Landwirte und manchem Verarbeiter landwirtschaftlicher Erzeugnisse das Genick. Das Schicksal der damals bedeutenden Perleberger Wollspinnerei Schulz, über das am anderen Orte berichtet wurde, ist eines der krassesten Beispiele dieser deutschen Agrar-Depression am Ende des 19. Jahrhunderts.

Im Dorfe Seddin war der Bauer Gamlin in harter Bedrängnis. Was tut man nicht alles, wenn man in Not ist und wenn einem das Wasser bis zum Halse steht! Auf seinem Acker befand sich ein großer Hügel, den die Leute nach dem Besitzer wohl auch den Gamlin'schen Berg nannten, der aber für gewöhnlich und seit langer Zeit den Namen „Hinzer-Berg" trug. Um diesen Berg lebte eine ganz alte Geschichte. Sie berichtete, daß hier im Berge ein König begraben liege, und zwar der König Hinz. Er sei ein Riesenkönig gewesen, ein Hüne, und er ruhe in einem dreifachen Sarge: in einem goldenen, silbernen und kupfernen! Kluge Leute lachten natürlich über so etwas. Auch die Wissenschaft tat das damals und bezeichnete solche Erzählungen als Aberglauben. Aber die Alten blieben bei ihrer Geschichte. Auch unser Bauer Gamlin glaubte ihr aus seiner Not heraus nur zu gern. Bis in die Träume hinein verfolgte ihn die Sage von diesem goldenen Sarg.

Pl A 833

Da war in der letzten Zeit auf der Seddiner Feldmark beim Abfahren und Ausbeuten der vielen Hügel, die meist aus großen Steinmassen bestanden, allerlei zutage gekommen. Alte, meist zerbrochene Töpfe, eigenartige grüne Metallgeräte, Schwerter, Messer und Ringe und mancherlei sonstiges, das in seiner Form recht geheimnisvoll war! Den Pfarrer Raguse in Gulow hatte dies alles veranlaßt, schon am 11. Juni 1888 nach Berlin zu schreiben und darauf aufmerksam zu machen, daß auf der Seddiner Feldmark zu Chausseebauten Steinhügel abgefahren würden, die sich als Grabstätten erwiesen hätten. Auch auf den „Riesenhügel" und auf die ihn umlebende Sage wies er hin. Allein es geschah wenig. Lediglich wurden ein paar Jahre darauf von Eduard Krause, dem Konservator am Berliner Museum für Völkerkunde, ein paar Grabhügel in den Wickbold'schen Tannen gegraben und die Grabinhalte von ihm geborgen. In seinem veröffentlichten Bericht über diese Grabung erwähnt er auch den sogenannten „Hinzerberg" und die Geschichte von dem dreifachen Sarg, der in ihm ruhen solle, jedoch nahm er das nicht sonderlich ernst, wie das deutlich aus dem Titel seiner Arbeit hervorgeht: „Über Sagen, welche an vorgeschichtliche Gräber anknüpfen und über anderen Aberglauben."

Unser Bauer Gamlin aber, wie gesagt, nahm das alles sehr ernst. Er saß, wie uns berichtet wird, des Abends gern im Krug, wahrscheinlich um seinen Kummer dort zu ertränken, und da hatten ihn die anderen, die ja wußten, wo dem guten Gamlin der Schuh drückte, bald auf die richtigen Sprünge gebracht. Sie erinnerten ihn daran, daß doch der Sage nach in einem Nebenhügel der goldene Fingerring des toten Königs liegen sollte, und daß man den doch gefunden habe! Und da das ein sehr großer Ring gewesen wäre, sei es klar, daß es sich damals tatsächlich um Riesen gehandelt habe, und daß darum auch der goldene Sarg und was sonst vielleicht noch im Hinzerberg an Wertvollem geborgen würde, wahrscheinlich von großer Ausdehnung und darum auch von großem Goldwert sein werde. (Wir wissen heute, daß es sich bei dem im Nachbarhügel gefundenen Ring nicht um einen Fingerring, sondern um einen Armreif handelte und bedauern nur, daß dieser Reif, der nach Kiekebusch tatsächlich ein goldener gewesen sein soll, wie die meisten der im vorigen Jahrhundert auf der Seddiner Feldmark gemachten Funde verschwunden ist). — Die Freunde im Dorfkrug erinnerten den immer wieder gierig lauschenden Gamlin auch daran, daß bereits Wünschelrutengänger aus Pritzwalk auf seinem Hinzerberg waren und nach dem Goldschatz gesucht hätten. Daß er sich also beeilen müsse, sollten andere ihm nicht eines Nachts zuvorkommen.

Bei dem Bauern Gamlin wurde der goldene Sarg so zur fixen Idee. Sein Berg und der Sarg ließen ihn nicht mehr los. Da der Gerichtsvollzieher vor der Tür stand, ging er eines Tages an die Arbeit. Er glaubte fest, in dem Berge nicht nur den goldenen Sarg, sondern darüber hinaus auch das goldene Schwert und vielleicht sogar den ebenfalls prophezeiten Geld-

Der Schatzgräber
Aus Tamara Ramsay „Wunderbare Fahrten und Abenteuer der kleinen Dott"

schrank des Königs Hinz zu finden! Wochenlang durchwühlte er, zunächst allein und dann mit seinem Knechte, den Berg. Die Radehacke war neben der Schippe das Haupthandwerkszeug, denn es waren Steine und nichts als Steine, die er aus dem Füllsand beseitigen mußte, um in das Innere des Berges zu kommen. Nach langem Mühen fanden die beiden ein Bronzeschwert, nach einigen Tagen auch noch ein paar weitere Bronzestücke. Das gab ihnen mächtigen Auftrieb. Allein weder der dreifache Sarg noch die sonstigen erwarteten Goldschätze kamen zum Vorschein. Die beiden Schatzgräber hatten bereits einen Krater von 12 bis 15 Meter oberem Durchmesser in den Berg gewühlt, als der Gerichtsvollzieher die Geduld verlor. Gamlin mußte mit dem weißen Stock vom Hofe. Er ging davon und blieb verschollen; die von ihm in seinem Hügel gefundenen Bronzen hatten dasselbe Schicksal.

Der Nachfolger Gamlins achtete nicht sonderlich auf den durchwühlten Hügel, den er mitgekauft hatte. Er schüttelte nur über seinen verrückten Vorgänger den Kopf, und bei der allgemeinen Misere der Landwirtschaft hatte er bereits nach neun Monaten genug vom „Bauer-Spielen". Es war eigentlich schade, daß er's sobald aufgab, denn er hieß Hinz, und es wäre ein schönes Spiel des Zufalls gewesen, wenn der König Hinz durch seinen Namensvetter seine Auferstehung gefeiert hätte.

Am 3. März 1898 übernahm der Bauer Behrend den alten Gamlin'schen Hof. (Sein Sohn bewirtschaftet ihn als Altbauer noch heute.) Behrend war ein nüchterner und sehr realistischer Mann. Er ging sofort daran, die durch

Gamlin herausgewühlten Steine zu verkaufen. Feldsteine wurden damals überall gebraucht. An den neuentstehenden Kreischausseen saßen die Steinklopfer hinter ihren Strohschirmen und schlugen Grobschotter. Straßenpflaster, Feldsteinmauern und Massivbauten benötigten Steine. Auch der Bahnhof Perleberg hatte für sein Fundament das Feldsteinmaterial vom Hinzerberg holen lassen. So verpachtete Behrend also kurzerhand den Berg als Steinbruch an den Steinsetzer Neubecker. Unablässig fuhren nun die Gespanne. Der Steinvorrat schien unerschöpflich. Was war hier einst zusammengetragen worden! Wild sah es jetzt beim Abbau und bei der Ausnutzung um den Hinzerberg aus, und noch immer nicht griffen die Behörden ein, lenkten nicht die systematische Erforschung und ließen die Arbeiter nicht instruieren für den Fall des doch zu erwartenden Fundes! — Einige Aquarelle aus der damaligen Zeit geben uns eine Vorstellung, wie zerwühlt der Berg war und wie man das altehrwürdige Grabmal der Vorfahren rücksichtslos ausschlachtete.

Es war am 15. September 1899. Die beiden im „Steinbruch" beschäftigten Arbeiter Schröder aus Hohenvier und Jaap aus Baek hatten gerade wieder mit der Brechstange einen besonders festsitzenden Stein gelöst, als sie vor sich und unter sich eine große dunkle Höhlung hatten! Voll Neugier zündeten sie ein Schwefelholz an und leuchteten hinein. Es verschlug ihnen fast den Atem. „Luder Pött! Luder Pött!" war das einzige, was sie hervorbrach-

Ausbeutung des Hügels als Steinbruch
Nach einem Aquarell von Pütz, 1899
Aus Kiekebusch „Das Königsgrab von Seddin"

Öffnung in der Wand der Grabkammer
Nach einem Aquarell von Pütz, 1899
Aus Kiekebusch „Das Königsgrab von Seddin"

ten. Doch dann siegte der Forscherdrang! Mit der Schippe fuhren sie hinein und angelten sich, soweit sie konnten, ein Stück nach dem anderen durch das Loch heraus. Dabei blieb es nicht aus, daß starke Beschädigungen vorkamen. Die Beute brachten sie voll Stolz in ihre Arbeitshütte.

Anderntags hatte sich die Sache herumgesprochen. Der frühere Groß-Linder Mühlenbesitzer Hilgenfeldt erstattete als erster Meldung. Der Landrat ließ sofort anspannen und fuhr mit dem Baumeister hinaus. Er nahm auch den Rechtsanwalt Dr. Heinemann, der beauftragter Pfleger des Märkischen Museums war, mit zum Grab. Die Funde, soweit sie in der Baubude waren, wurden mit nach Perleberg geführt. Das geöffnete Grab selbst wurde auf Veranlassung des Landrats nunmehr Tag und Nacht bewacht.

Am 20. September 1899 waren alle maßgeblichen und interessierten Stellen aus Berlin und Perleberg am Fundort. Der Rentner Ratig (der Gründer unseres Kreismuseums) und der Photograph Gräfe, beide aus Perleberg, machten bei der anschließenden Bergung mehrere Aufnahmen, die uns heute wichtige Dokumente sind, und die wir bei Kiekebusch finden. Die Öffnung zur Grabkammer war durch Wegnahme noch einiger Steine vorsichtig erweitert worden, so daß ein Mann hineinschlüpfen konnte. Die

dunkle Kammer wurde somit nach einigen tausend Jahren wieder von eines Menschen Fuß betreten. Die noch im Grab befindlichen restlichen Stücke und der bei der unsachgemäßen „Bergung" zurückgebliebene Bruch wurden herausgereicht. Die ganze Grabanlage wurde durch die anwesenden Fachleute einer gründlichen Prüfung unterzogen und in allen ihren Einzelheiten genau aufgenommen.

Am Eingang des Grabes konnten zunächst Teile eines Mahltroges und zwei dazugehörige Reibesteine geborgen werden. Die Grabkammer selbst erwies sich als neuneckig, begrenzt durch große flächige, aufrecht stehende Findlingsblöcke. Die „Schlafstube" des Toten war auf diesen Grundsteinen kunstvoll weiter aufgebaut und zog sich oben in einem sogenannten falschen Gewölbe aus geschickt gepackten Feldsteinen zusammen. Eine mächtige Deckplatte bildete den Abschluß. Die lichte Höhe der Kammer betrug 1,64 m, ihr unterer Durchmesser ungefähr 2,00 m. Die Wände waren nach Fertigstellung der Gruft mit einer Schicht sandigen Lehms bekleidet und dann, namentlich am oberen Rand, mit einer friesartigen Malerei in Rot und Weiß geziert worden. Diese Bänder, teils eckig, teils mäanderförmig aufgetragen, liefen in drei Parallelstreifen rings um die Kammer, waren aber nicht mehr restlos zu deuten, da der größte Teil der Wandbekleidung abgefallen war und zwischen den Altertümern auf dem Fußboden lag. Dieser selbst, aus Lehm gestampft, war glatt und fest wie eine Tenne.

In der Mitte der Grabkammer hatte die große Tonurne gestanden. Sie war, nun allerdings durch die grobe Behandlung mit der Schippe stark zerstört, mit einem Deckel geschlossen gewesen, der, wie die Urne am oberen Rande auch, mit vier Löchern versehen war. Durch diese Löcher verbanden vier leichtgekrümmte starke Tonnägel Urne und Deckel. Die große Tonurne, die eine Höhe von 46,5 cm hatte, war von ihrem Hersteller zur Verzierung mit sechs übereinanderliegenden Hohlkehlen versehen worden, die, parallel laufend, die Schulter des Gefäßes umkränzten. Drei dieser 6,5 cm langen Tonnägel, die einen breiten Kopf trugen und nach Feststellung der Wissenschaft in der Vorgeschichte Europas einzig dastehen, waren bei der Entdeckung entwendet worden. Erst nach längerer Zeit brachte der „Finder", der Vorgeschichtswissenschaft damit einen großen Dienst erweisend, sie reumütig zurück und bat um Verzeihung.

In der mächtigen Tonurne stand das kostbarste Stück der Grabanlage, ein 32,5 cm hohes Bronzegefäß. In einer den Schönheitssinn erfreuenden Form hatte hier ein Meister seines Faches technisch wie ästhetisch etwas Vollendetes geschaffen. Aus edler Bronze hatte er sein Werk nicht einfach gegossen, sondern es in sauberster Handschmiedearbeit angefertigt. Die einzelnen Stücke wurden getrieben und dann, ebenfalls in Treibarbeit, von der Innenseite heraus mit einem das Ganze dann harmonisch umkränzenden Buckelzierat versehen. Die Stücke wurden sorgfältigst und symmetrisch vernietet, so daß auch die Nietköpfe dem Gefäß als Schmuck gereichten.

Der gewölbte Deckel, mit fünf wulstartigen konzentrischen Kreislinien geschmückt, erhielt als Abschluß und Krönung des ganzen Gefäßes einen ebenfalls mit Nieten befestigten Bronzebuckel. An zwei Seiten des Gefäßes nietete der Meister zwei Bänderpaare, welche in einen Bronzegriff ausgetrieben wurden. Diese beiden Griffe mußten abgeschlagen werden, als man das Gefäß in die Tonurne setzen wollte, ein Beweis, daß es ursprünglich nicht als Urne gedacht war, sondern als ein kostbares Stück anderen Zwecken diente. Es dürfte auch nicht in unserer Heimat entstanden sein, sondern aus dem Süden stammen.

In dieses Bronzegfäß, das jetzt zwar von der Patina der Jahrtausende grün getönt war, ursprünglich aber im schönsten Goldglanze erstrahlte, tat man die Überreste des eingeäscherten Toten. Durch Bronzeschlingen verband man darauf den Deckel fest mit dem Gefäß. Die bei der Entdeckung noch vorhandenen Leichenbrandreste wurden von der Wissenschaft als die eines Mannes von 30 bis 40 Jahren festgestellt. Unter den Knochensplittern des Leichenbrandes befanden sich eigenartigerweise auch ein paar Zehenknochen von einem Hermelin. Dieses Pelztierchen ist uns aus der geschichtlichen Zeit als der Lieferant der königlichen Hermelinmäntel bekannt. Als Beigaben aber, die liebende Hände damals mit hinzutaten, lagen in der Urne bei den Knochen- und Aschenresten des Toten eine bronzene Trinkschale mit einem in den Henkel eingehakten Bronzering, ein Bronzemesser, das am Griff ebenfalls zwei Ringe trug und eine bronzene Tüllenaxt. Alle drei Gegenstände waren in edelster Form hergestellt und mit gewähltem, geschmackvollem Zierate versehen. Besonders gilt das von Griff und Klinge des in wahrhaft elegantem Schwung geformten Messers.

Die Entdecker standen damals ergriffen vor dieser Urne und ihrem Inhalt. Einem andächtigen Betrachter geht es noch heute nicht anders. In einem kunstvollen, kostbaren Gefäß die letzten Überreste eines bedeutenden Mannes, die Beigaben für seine große Reise zu den Göttern! — Die Getreuen des Toten hatten ihrem Heimgegangenen, ihrem Glauben gemäß, alles mitgegeben, was er zu seinem Fortleben gebrauchte. Sie waren Germanen, und ihre Religion lehrte ein Weiterleben in Walhall. Sie hatten ihm als Ruhestatt eine Wohnung bereitet, die, wie das auch bei unseren Särgen noch heute der Fall ist, in Hausform ein zugezogenes Dach hatte, und die, in der Bemalung angedeutet, sogar mit einem prächtigen Wandbehang geschmückt war.

Was aber den nachdenklichen Menschen am meisten ergreift, ist die Tatsache, daß nunmehr die oft mitleidig belächelte alte Volkssage von dem dreifachen Sarg sich wortwörtlich bestätigte. Zwar hatte der immer begehrende und nach dem Golde drängende Mensch in seiner Fantasie das Material gewandelt, aber der dreifache Sarg war da. Er war da, wie er vor dreitausend Jahren der Erde anvertraut wurde: Der erste Sarg aus Stein, der zweite aus Ton und der dritte aus Bronze. Und ein Sarg stand immer

im anderen. — Der dreifache Sarg war da, dessen Existenz in diesem Hügel im Volksmunde über alle Wandlungen und alle Besiedlungen hinweg immer wieder behauptet worden war. Dessen Geschichte nicht erlosch, obwohl nach über tausend Jahren die Germanen den Boden unserer Heimat und damit den Hügel ihres großen Toten verließen, obwohl dann nach einer fast einhundertfünfzigjährigen ziemlichen Leere die Slawen für sechs Jahrhunderte unser Gebiet auffüllten und obwohl dann schließlich in den letzten achthundert Jahren im Rückströmen der Germanen und im Zusammenleben und gegenseitigen Ineinanderwachsen beider Völkerschaften, untermischt mit manch einer anderen Blutzufuhr, unsere heutige Einwohnerschaft sich bildete. Immer blieb die Geschichte von dem dreifachen Sarge lebendig und klammerte sich, eigenartigerweise auch immer mit dem Namen des Königs Hinz verbunden, an diesen Hügel! — Nie war sie aufgeschrieben, aber doch lebte sie von Mund zu Mund durch Jahrtausende fort. Von Generation zu Generation bis in unsere Zeit wurde sie weitergegeben.

Doch des Wunderns war noch kein Ende. Da war noch, sorgfältig herumgestellt und sauber hingelegt um den Mittelpunkt der Königsurne, viel Kostbares, was nun geborgen werden konnte. Das in Bronze gegossene, wenn auch nur 50 cm lange Königsschwert war da. Sein Griff mit dem nierenförmigen Knauf steckte unmittelbar neben der Königsurne im Boden. Die Spitze zeigte nach oben. Da waren weiter ein Kännchen und eine Schale, eine Lanzette und ein Tüllenmeißel; da war die Bartzange und das Rasiermesser. Alles aber war in feinster Bronze und alles reich verziert. Wellenlinien schmückten und auch feingeschwungene Drachenornamente. Der Griff des Rasiermessers war als Vogelhals mit Spiralkopf ausgebildet, und die Klinge zeigte Rand- und Blattzier. Da waren weiter bronzene Doppelknöpfe, Bronzeknebel und ein bronzener Schmuckkamm. An Ringen wurden nicht weniger als elf im Grabe angetroffen. Darunter waren Finger-, Hand- und Halsringe. Hergestellt waren sie zum Teil in der Spiralform; manche aber waren auch gedreht, wie das z. B. bei dem großen Halswendelring mit schönem Hakenverschluß der Fall war. Fast wie eine moderne Halskette mutete ein großer Ring an, der aus dünnem Bronzedraht bestand und mit aufgereihten Schmuckstücken bezogen war, abwechselnd mit engen Bronzespiralen und mit Perlen, die sogar aus Glas bestanden.

Da waren aber auch neben vier weiteren Tongefäßen, von denen das eine wahrscheinlich durch eine in ihm befindliche Flüssigkeit aufgeweicht und zerfallen war, noch zwei Tonurnen mit Leichenbrandresten! Die eine Urne war mit Hohlkehlen verziert und mit einem Deckel verschlossen, die andere war schlicht und ohne Deckel. Die erstere barg, wie die Untersuchung ergab, die Reste einer Frau von 20 bis 30 Jahren, die andere aber die Knochenteilchen einer noch jüngeren.

Wieder standen die Menschen vor der uns bei der Altertumsforschung so

Gegenstände, welche im Königsgrab bei Seddin gefunden wurden

Aufn.: Th. Gräfe, Perleberg, 1899, bei Dr. Heinemann

oft begegnenden Frage: Was hatte sich hier zugetragen? Waren die Ehefrau und vielleicht deren Dienerin dem Manne freiwillig in den Tod gefolgt? Hatten sie ihm folgen müssen? Oder hatten sie, wie Kurt Pastenaci es in seiner Erzählung von der großen Auseinandersetzung zwischen Illyriern und Germanen und dem tragischen Ende mit der Beisetzung im Grabe von Seddin schildert, bei dem Versuch, dem Manne beizuspringen und den Sohn zu bergen, ihr Leben geopfert? Keiner weiß es. Das Geheimnis des Grabes ist gelüftet, aber das Geheimnis der Menschen, die in ihm ruhten, bleibt. Es müssen wertvolle Frauen gewesen sein, die ihren Platz in der reichen Grabkammer des Königs und an seiner Seite bekamen.

Zu dem Aufschlußreichsten aber, das noch in der Grabkammer gefunden wurde, und das der Laie vielleicht kaum oder doch nur gering achtet, gehörten zwei verklumpte und stark vom Rost mitgenommene Eisenstücke. Das eine war als starke Nähnadel, ähnlich unserer heutigen Sacknadel, noch erkennbar. Das andere war mit den Resten von Pelzwerk unförmig verklumpt und durch die Oxydation völlig undeutbar geworden. Diese beiden Eisenstücke sind deshalb so wertvoll, weil sie nach der Ansicht von Professor Kiekebusch wohl das älteste Eisen darstellen, das wir in Deutschland überhaupt kennen. Sie datieren auch einwandfrei die Entstehung des Seddiner Königsgrabes an das Ende der Bronzezeit, also um 1000 bis 800 v. d. Z., in die Zeit also, als es den Menschen gelang, höhere Temperaturen zu erzeugen, um so nicht nur Blei, Kupfer und Zinn, sondern auch das Eisen aus den Erzen herausschmelzen zu können. Als unser Seddiner Grab entstand, war das Eisen noch sehr selten und so kostbar, daß es wert war, einem Könige mit ins Grab gegeben zu werden.

Überschauen wir das soeben Erlebte, das uns in die Tage der Aufdeckung des Königsgrabes zurückführen sollte, so fühlen wir, daß es ein bedeutender Mensch gewesen sein muß, dem solch ein Grab bereitet wurde. Der künstlich errichtete Hügel hatte einen Durchmesser zwischen 80 und 90 Meter, seine Höhe betrug 11 Meter. 30 000 Kubikmeter, das sind ebensoviel Zweispännerfuhren, hatten die Mannen aus Erde und Stein über ihren Toten getürmt. Wenn jeder dieser Männer nur einen Kubikmeter herbeischaffte, dann waren 30 000 Gefolgsleute nötig. Rund um den Hügel legten sie einen weiten Kranz von mächtigen Findlingen, um durch diesen Bannkreis die Geister abzuhalten, den Schlaf ihres Toten zu stören. Viele dieser gewichtigen Felsblöcke liegen heute noch da und beeindrucken uns in ihrer Mächtigkeit, wie denn auch der zerrissene Hügel selbst, aus dem tausende Fuder Steine davongefahren sind, uns heute noch in der Größe seiner Anlage in Ehrfurcht und Bewunderung verharren läßt.

Fürwahr, ein überragender Mann muß der hier Bestattete einst gewesen sein, ein ganz Großer! Wir sehen den Reichtum der kultischen Handlungen bei seiner Beisetzung, die Grabzeremonien, die feierlichen, gemessenen Tänze; wir hören die tragende Trauer der Luren und die schweren, ernsten

Grabgesänge der Priester und Priesterinnen; wir schauen über die Unzählbarkeit der Trauernden hinweg, die schweigend im weiten Rund den hochgetürmten Holzstoß umstehen und ergriffen zuschauen, wie die Flammen den Leichnam dessen verzehren, der ihnen bis jetzt das Oberhaupt war.

Wie muß auch unsere Heimat in dieser Zeit dicht besiedelt gewesen sein! Dieser einzige Grabhügel in der künstlichen Aufhäufung von 30 000 Kubikmetern Erde und Gestein zeugt allein schon von der gewaltigen menschlichen Leistung und der Dichte der Bevölkerung. Aber rundherum auf der Seddiner Feldmark und den umliegenden Gemarkungen zählte man, neben den vielen Flachgräbern, weitere Hügelgräber, zu Dutzenden und Aberdutzenden. Allein aus dem Jahre 1888 wissen wir, daß neben den bisher schon ausgebeuteten abermals 40 bis 50 Hügelgräber zur Steinnutzung von einem Unternehmer auf der Feldmark Seddin angekauft wurden. Welche geheimnisvollen Gründe hatte die Anhäufung dieser bronzezeitlichen Hügelgräber gerade auf der Seddiner Feldmark gehabt? Zwar haben wir die Hügelgräber auch auf anderen Fluren unserer Prignitz, oft in reicher Zahl, aber doch niemals in solch gehäufter Menge, wie das hier in Seddin und den nächsten umliegenden Gemarkungen der Fall ist. Lag es daran, daß nun tatsächlich die Bevölkerungsdichte hier um das schöne und anlockende Stepenitztal besonders stark war und die bronzezeitliche Besiedlung unserer Heimat hier gewissermaßen ihre „Hauptstadt" hatte? Oder war die Ursache die, daß vielleicht auf der welligen Landschaft der Grundmoräne die Eiszeit gerade hier ihre nordischen Wandergesellen in dichtester Fülle ablud? Es war immer leichter, eine Leiche zu transportieren als tausende Kubikmeter Feldsteine! So lockte dieser Steinreichtum vielleicht dazu, hier den großen Begräbnisplatz, den Ehrenfriedhof bronzezeitlicher Führerpersönlichkeiten anzulegen, ähnlich, wie es gut tausend Jahre zuvor die Ägypter im Bau ihrer Pyramiden auf begrenztem Raume taten. Und daß die Findlinge der Eiszeit hier in Seddin und Umgegend tatsächlich besonders dicht lagen, sehen wir daran, daß sie uns noch heute, oftmals in stattlichster Größe, in dieser „steinreichen" Gegend überall auf den Fluren und an den Wegrändern begegnen, obwohl außer den vorzeitlichen Hügelgräbern in den letzten Jahrhunderten zahlreiche und imposante Wirtschaftsgebäude aus ihnen errichtet wurden, die heute noch fest dastehen und der Zerstörung Trutz boten.

Die vielen Seddiner Grabhügel, die den Hinzerberg umsäumten, kamen wohl an Größe nicht dem Königsgrabe gleich, aber auch sie schenkten bis in unsere Zeit, wie wir das am benachbarten „Teufelsberg" von Wolfshagen so wundervoll erlebten (siehe Heft 2/1955 unserer Zeitschrift), dem Altertumsforscher neue und reiche Erkenntnisse und den Museen wertvollste und z. T. sehr seltene bronzezeitliche Anschauungsstücke. Die meisten der geretteten Funde des vorigen Jahrhunderts wurden von Eduard Krause nach Berlin genommen. Nur ein Teil blieb in der Heimat und befindet sich

Der Teufelsberg
Grabung und Foto von Frau Dr. Bohm

heute in den Prignitzer Museen, also in Perleberg und Havelberg, da das von Heiligengrabe mit seinen gesamten Objekten durch den letzten Weltkrieg zerstört wurde. Einige bronzezeitliche Hügelgräber aber gibt es noch heute unerschlossen auf unserem heimatlichen Boden. So steht unversehrt ein sehr schönes Kegelgrab der älteren Bronzezeit im Guhlsdorfer Wald. Wir wollen diese letzten Zeugen unangetastet lassen, denn auch das nicht geöffnete Grab kündet vom Leben der Vorfahren und erzählt von der Geschichte der Heimat. Es belebt die Landschaft und ist uns gerade als eines der wenigen noch erhaltenen bronzezeitlichen Grabstätten teuer. Ferneren Geschlechtern soll man nicht alles rauben.

Wenn wir im Vorstehenden den Vergleich mit den ägyptischen Königsgräbern wagten, so darf dabei nicht vergessen werden, zu sagen, daß die Pyramiden der Pharaonen ein Ausdruck der großen Klassengegensätze und der absoluten Herrschaft der jeweiligen Dynastien im Mittelmeerraume darstellen, während die mächtigen Grabanlagen im nordischen Lebensraum der Völker mehr den Charakter der Urgemeinschaft offenbaren, die aus der Vereinigung freier Menschen heraus das Oberhaupt kürte und auf den Schild erhob, und die dann auch, ohne Sklavenfron und Knute, in Gefolgstreue, die über den Tod hinaus reichte, die Gräber türmte.

*

Das Königsgrab von Seddin ist, wie die Vorgeschichtswissenschaft feststellt, in seinen Ausmaßen und im Reichtum seiner geborgenen Funde das größte und gewaltigste bronzezeitliche Grabmal. Es steht anerkannt einzig

da und hat nach der Meinung der Wissenschaftler nicht seinesgleichen in Europa. Am nächsten steht ihm das Königsgrab bei Upsala in Schweden. Dieses hat einen Durchmesser von 50 m und eine Höhe von 8,75 m und erreicht auch in seinen Funden nicht die Reichhaltigkeit und nicht die Bedeutung des Seddiner Grabes. Zuerst war die Einmaligkeit des Prignitzer Königsgrabes den deutschen Menschen gar nicht recht bewußt geworden. Professor Kiekebusch, seit 1907 Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums Berlin (dorthin waren ihrer Bedeutung wegen die Funde aus dem Königsgrab gebracht worden), wiederholte zu Anfang dieses Jahrhunderts in jedem seiner Vorträge über das Grab von Seddin: „Läge es in Mesopotamien oder Ägypten, die Deutschen würden dorthin wallfahren. Da es aber nur in Deutschland und sogar nur in der Mark und gar der Prignitz liegt, so kennen es nur wenige."

Es wurde besser, als das Schrifttum über Seddin sich mehrte. Kurt Pastenaci veröffentlichte in Thienemanns Verlag-Stuttgart seine schon erwähnte historische Erzählung „Das Königsgrab von Seddin", Professor Dr. Kiekebusch schrieb unter demselben Titel im Verlag Filser-Augsburg sein wissenschaftliches Werk. Beide Bücher sind vorzüglich bebildert, das erstere mit Zeichnungen, das zweite mit zahlreichen dokumentarischen Photographien. Grunick gab ebenfalls ein gut bebildertes Heft über das Grab heraus, und in den Kunstdenkmälern der Provinz Brandenburg wurde es in einem besonderen vorgeschichtlichen Heft ausführlich behandelt. Weitere Veröffentlichungen an anderen Orten folgten. Unter ihnen sind besonders erwähnenswert die wissenschaftlich-exakte und sehr reich bebilderte Beschreibung in Dr. Bohm „Die Vorgeschichte des Kreises Westprignitz", worin die Breite des Grabes, wohl unter Einbeziehung der Gruben außerhalb des Steinringes, mit 130 m angegeben wird, und die dichterisch-phantasievolle Ausmalung in Tamara Ramsay's „Wunderbare Fahrten und Abenteuer der kleinen Dott". Ersteres ist bei Kabitzsch-Leipzig, letzteres in Union Deutsche Verlagsgesellschaft-Stuttgart verlegt.

In die Prignitzer Museen Heiligengrabe, Havelberg und Perleberg kamen, als die Originale nach Berlin gingen, hervorragende Nachbildungen der geborgenen Gegenstände. Sie sind in letzteren beiden noch heute vorhanden und das Glanzstück der vorgeschichtlichen Abteilung. Unsere Staatliche Denkmalspflege hat sich in den letzten Jahren im Verein mit der Gemeinde Seddin für eine saubere Wiederherrichtung des nach der Aufdeckung aus Feldsteinen geschaffenen und durch ein Eisengitter geschützten Einganges eingesetzt. Beide Stellen sorgen auch weiter für eine ständige Pflege und Betreuung des Grabes, das mit seinem Grund und Boden seit seiner Erschließung in öffentlicher Hand ist. In der Bürgermeisterei Seddin hängt eine neugeschaffene Anschauungstafel der Funde, und auch der Schlüssel zur Grabkammer ist dort zu haben. Ebenso ist der Weg zum Grab, von der Steinstraße Kreuzburg—Seddin abgehend, durch

Wegweiser gut markiert. In den letzten Jahren haben so wieder sehr viele heimatverbundene und geschichtlich interessierte Menschen, auch aus dem westlichen Teile unseres Vaterlandes, das Grab von Seddin besucht. Sie haben die Mächtigkeit des Hügels bewundert, den Rest des Steinkranzes und auch die Erdlöcher gesehen, aus denen einst die Füllmasse geholt wurde, haben in die Grabkammer geschaut und in Schweigen und Ergriffenheit der Geschichte vom dreifachen Sarg gelauscht.
Manchen wird noch die Frage interessieren, wo die Originalfunde des Seddiner Königsgrabes heute sind. Während der Bombenangriffe auf Berlin wurden auch die Schätze der Museen möglichst in Sicherheit gebracht. Auch die Seddiner Fundstücke wurden, gut in Kisten verpackt, verlagert. Nicht alles hat von dem Ausgelagerten den Krieg gut überstanden. Als nach Kriegsende im allmählichen Aufbau der Museen das Märkische Museum mehr Wert auf den mittelalterlichen Teil legte, gab es die Kisten mit den Vorgeschichtsfunden an das frühere Völkerkundemuseum ab, darunter auch die Seddiner. Bei der Herrichtung des Museums für Vor- und Frühgeschichte wanderten sie dorthin, und beim Auspacken stellte sich dann heraus, daß leider ein großer Teil der Seddiner Fundstücke nicht mehr auffindbar war, darunter auch das Schwert, die Tüllenaxt, das Messer, die beiden Urnen mit dem Leichenbrand der Frauen, die Perlenkette und anderes. Die Zivilisation des 20. Jahrhunderts hatte sie vernichtet. Die große Tonurne aber mit den vier Nägeln, die Bronzeurne mit den Leichenbrandresten des Königs, die Bronzetasse, das Rasiermesser, die Pinzette, ein Stück bemalten Wandbewurfs sind mit einigen anderen kleineren Sachen da und heute im Museum für Vor- und Frühgeschichte in der Stresemannstraße wieder wirkungsvoll aufgebaut. Der Fund erfreut, wenn auch mit leiser Wehmut, den Besucher, besonders naturgemäß den Prignitzer. Es wird uns keiner verargen, wenn wir in unserer Prignitz ein wenig stolz sind auf das Königsgrab, das einst auf unserm heimatlichen Boden errichtet wurde.

Noch vor einem Menschenalter zogen unsere Väter zu den Gräbern der Vorzeit, um sie auszubeuten und abzufahren. Im Winter, wenn das Bauen ruhte, gingen die Maurer als „Steinschießer" und Steinschläger zu diesen hochwillkommenen Anhäufungen der Findlinge, um sie als ergiebige Materialquellen für die sommerliche Bauzeit zu putzen. Zwei unserer mächtigen Steinzeitgräber verschwanden ganz dabei, und auch das letzte, das Hünengrab von Mellen, mußte seinen Tribut zahlen; die Zahl der bronzezeitlichen Kegel- und Hügelgräber aber, die sich in Baumaterial und Pflastersteine verwandelten, ist so gewaltig, daß sie gar nicht mehr feststellbar ist.
Heute ziehen wir auch hinaus zu den Grab- und Kultstätten der Ur- und Frühgeschichte. Aber wir zerstören heute nichts mehr. Nicht mehr Speku-

lation und Profitgier dürfen sich ungehemmt entfalten, sondern das Moment der Erhaltung des nationalen Kulturerbes ist weitgehendst maßgeblich. Wir schützen die letzten Zeugen einer sonst dunklen Vorzeit. Wenn wir an ihnen stehen, gedenken wir des Lebens unserer Vorfahren und sinnen dem Geschehen auf heimatlichem Boden nach.
Wie freuen uns auch, daß unserer Jugend wieder das Unterrichtsgebiet „Heimatkunde" geschenkt ist. Mancher Lehrer wird nun mit seinen Schülern wieder dort oben auf dem Seddiner Grab unter den dunklen Kiefern und den Robinien sitzen und seinen Jungen und Mädeln die Geschichte vom dreifachen Sarg erzählen. Er wird in die Herzen der ihm anvertrauten jungen Menschen die Liebe zur Heimat pflanzen und das Wissen und das Nachsinnen um die Dinge der Vergangenheit. Er wird das Wort Goethes lehren:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Taten, ihrer Größe
den Hörer unterhält
und still sich freuend,
ans Ende dieser schönen Reihe
sich geschlossen sieht.

Die toten Brüder

Aus einer Prignitzer Familienchronik

Vor 200 Jahren tobten die schlesischen Kriege. Auch in unserer Prignitz haben sie sich manches Opfer geholt. Im Besitze der Familie Theek in Lütjenheide befindet sich eine alte Familienchronik, in der erschütternd zu lesen ist, was der damalige Bauer Theek über das Schicksal seiner drei Brüder niederschrieb.
Kriege bringen unsagbares Elend und großes Leid über die Menschheit. Wir wissen das nicht nur aus alten Chroniken, sondern aus eigenem Erleben. Darum soll auch die nachstehende Niederschrift aus einer Zeit vor 200 Jahren uns Mahnung sein, allen Tendenzen, die Konflikte im Leben der Menschen und der Völker mit Waffengewalt austragen wollen, den Kampf anzusagen.

A. H.

*

„Mein Bruder Peter, der im Alter von 15 Jahren Soldat geworden ist, hat im ersten schlesischen Kriege in des Königs Heer mitgefochten und zwei Schlachten mitgemacht, die bei Mollwitz und die bei Chotositz und Czaslau in Böhmen, in welcher die Preußen unter Anführung ihres Königs das

österreichische Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen besiegten. Darauf folgte im Juli 1742 der Friede zu Berlin, durch welchen ein Drittel von Schlesien an Preußen kam. Aber anno 1744 brach der Krieg von neuem los, als der König mit 80 000 Preußen in Böhmen einrückte. Schon hatte er Prag mit Sturm genommen, aber da wandte sich das Glück von uns, und wir mußten zurück, denn die Österreicher drängten uns mit Gewalt zurück, und die Bauern gaben unsern Leuten, da sie feindlich waren, nichts heraus, sondern mußten alles Korn in die Erde graben und verbrennen, selbst aber mußten sie samt ihrem Vieh und Habseligkeiten in die Wälder fliehen. So brach über unsere Truppen bald eine große Hungersnot ein, dergleichen nicht gewesen ist, und mancher brave Soldat hat auf dem Rückmarsch sein Leben lassen müssen. Dabei starb auch mein Bruder Peter. Fünf Jahre war er Soldat gewesen, und 19 Jahre war er, da er starb. Er war ein großer Kerl und hatte 11 Zoll.

Mein Bruder Kardel ist gestorben 1758 am 2. November und ist alt geworden 24 Jahre weniger 9 Wochen. Er ist bei Bautzen blessiert am 14. Oktober, da er durch den einen Arm und die linke Seite geschossen ward. Nach seiner Verwundung hat er noch vier Wochen gelebt. Zu Bautzen ist er gestorben, davor liegt er auch begraben. Zwei Jahre und zehn Wochen war er mit zu Felde; überhaupt ist er vier Jahre Soldat gewesen. Er hat getan, was ein rechtschaffener Kriegsknecht tun muß. Vier Bataillen hat er mitgetan, die erste bei Reichenberg, die andere vor Prag, die dritte bei Collin, die vierte bei Küstrin, genannt Zorndorf, vor den Russen, und ist immer glücklich davongekommen. Als die Überfallung da war und die Österreicher uns bei Bautzen überfielen, hat er sein Leben lassen müssen; denn er wurde so hart blessiert, daß er daran eines jämmerlichen Todes sterben mußte.

Anno 1760, am 3. November, ist auch mein Bruder Jürgen totgeschossen. Vor Torgau, der Stadt, ereilte ihn der Tod. Eine feindliche Kugel hat ihn mitten durchbohrt, nachdem er fünf Jahre und fünf Wochen Soldat und vier Jahre und zehn Wochen mit zu Felde gewesen ist. Er hat getan, was einem gottesfürchtigen Soldaten zu tun gebühret. In acht Schlachten hat er für das Vaterland gestritten, in der letzten ist er geblieben. Die erste Schlacht war zu Reichenberg, die andere vor Prag, die dritte und vierte vor Breslau. Hier ward ihm die Patronentasche vom Leibe und das Gewehr in der Hand entzweigeschossen. Die fünfte bei Küstrin, genannt Zorndorf, in welcher die Preußen über die Russen siegten. Die sechste zu Hochkirchen, da der Überfall gewest ist. Hier hat sich der liebe Gott wunderlich beweiset; denn es sind vom ganzen Regiment nicht mehr übrig geblieben als 250 Mann, die andern sind alle totgeschossen und blessieret. Aber er ist glücklich davongekommen. Die siebente vor Liegnitz in Schlesien, und die achte vor Torgau; da hat er sein Leben lassen müssen, nachdem er sein Alter gebracht hatte auf 33 Jahre. Zu Torgau ward er begraben, da viel hundert Menschen bei ihm liegen."

FRANZ GIESE

Flurnamen in Schönfeld

Die Flurnamen des Dorfes Schönfeld wurden im Heimatkundeunterricht behandelt. Es entstand dabei nachstehende mundartliche Fassung:

Up uns Feldmark giwt det gor snurrige Nom'n,
de ut urolle Tiden to uns sünd kom'n.
Wat sick so vererwt, van Geslecht to Geslecht,
sülln wi utsterb'n loten?, det wär nich recht.

Jo, uns Flurnom'n vertelln uns von olle Tid'n,
wie müdd'n bloß henhörn, wat se bedüd'n.
Se könn' uns männig Deel openbor'n,
doch de weck, de könn' wi uns nich mehr verklor'n.

Dor giwt Upstall un Nachtkoppl un Tul int Holt,
Gries Äs'l un Knöpk'n un Rode Soll,
un Seeg'n un Hö'land, Veer-Ro'n-Stück,
un Lehmbusch un Freidag un Berk'nstrük.

De Olln wüßten dormit noch bärer Bescheid,
doch de Jung'n leern nich mehr, wo't heeten deid.
Dorüm will ick ju det mol ut'nännerplück'n,
wo de Schönfeld'schen Buern hemm' bi Reeg ehr Stück'n:

In Veer-Ro'n un Hö'land, det könn' ji mi glö'm,
dor baut Willi Dohs de besten Rö'm.
Sien'n Rogg'n dän' sät he upt Lang'n Stück'n,
denn kann em so swor det Soll nich drück'n.

Hans Ehlert föhrt ut' Steeg no de Blüth'sch Chassee
un ernt't in't Nei-Cov'l Raps un Klee.
Doch Spargel un Tüffeln, de wer'n em glück'n
am best'n ümmer upt Lang'n Stück'n.

Uns LPG het völ Parzell'n:
Nei-Cov'l un Ortstück'n mütt se bestell'n,
Kott-Enn', Lang-Stück'n, Vörrelst Dann', Hinnelst Lehm' —
't güng bärer, wenn't all up'n Klump'n keem.

Arnold Ehlert plögt Knöpk'n un Kirchwegstück'n,
de Köh deiht he in'n Sommer noh't Ruhm-Heid schick'n.
In Hö'land, Nei-Cov'l liggt Kraatz'n sien,
he föhrt ok den'n Kirsch'nweg lang noh Premslin.

Willi Böhl treckt dörch't Steenfohrt den'n Seeg'nweg rup,
dor grenzt an't Quitzow'sch sien Land tohoop:
In'n Freidag un Lehmbusch un'n ganz'n Seeg'n
dor kann he van morg'ns bät ob'nds plög'n.

Wo früher 'n Teegelei, dor hett Schröder sien best Land,
doch up'n Vörrelst'n „Lehm" hett he gor to völ Sand.
Adolf Menzel sät in Hö'land un Kirchwegstück,
Schmedd Drews söcht in't Hö'land un Seeg'n sien Glück.

Werner Krull eggt in'n Freidag un Berk'nstrük,
Alex Becker werd an'n Kirchweg un in Quitzow riek.
Fritz Neibuer hett in t Hö'land dat beste Deel,
upt Ortstück'n, an'n Kirchweg dor ernt't he gliek völ.

Reinhard Zigg'l lett sick Rüffland un Hö'land nütz'n,
dor holt he rut de freien Spitz'n.
Schult Winkler hett Ortstück'n un Lang-Stück'n un Heid';
wenn't ganz Dörp erfüllt, ist sien gröttste Freud'.

An't Chassee Anton Roost, sien Teegelei steiht still;
doch för em kann dat kom', so as dat will:
Wenn de Schosteen nich rookt un de Maschin'n nich fleit'n,
up'n Hö'landsch'n Lehm waßt ok Raps un Weit'n.

Nu hew'ck ju in't Schönfeld'sch Feldmark rümföhrt,
nu hebb'n ji bi Reeg de Flurnom'n hört.
Ick glöw, wo würr'n sick woll freu'n de Oll'n,
wenn ji all de snurrig'n Nöm dä'n beholl'n.

WILLI WESTERMANN

»De Hölt'n Pött un dat fine Geschirr« in der Prignitz

Unter „Hölt'n Pött" verstehen wir die etwa vor 130 Jahren aus heimischem Material und mit geringer Temperatur gebrannten Gebrauchsgefäße. Es ist anzunehmen, daß diese Gefäße wahrscheinlich durch den geringen Brenngrad Eigenschaften hatten, die hölzernen Töpfen gleichkamen. Die älteren Einwohner sind der Ansicht, daß die Bezeichnung von dem Klang des hölzernen Klopftons herrührte.
Es ist allgemein bekannt, daß die meisten deutschen Porzellanmanufakturen ihre Existenz einer fürstlichen Laune verdanken. Es waren Luxus-

unternehmen, die oft erhebliche Zuschüsse erforderten. Die Prignitzer Unternehmen brachten kein Porzellan oder Fayence auf den Markt, sie versorgten die Bevölkerung mit billiger Gebrauchsware. Sie waren nicht imstande, hervorragende Künstler heranzuziehen, aber ihre Erzeugnisse hatten den Reiz der Urwüchsigkeit und Bodenständigkeit.

Schon um 1800 lebte in unserem Dorfe Cumlosen eine in mehrere Generationen gehende Töpfermeisterfamilie mit Namen Greuel. Sie wohnte auf dem heutigen Grundstück Pevestorff und hatte die Töpferei am Ende des Gartens. Bei der Legung einer Wasserleitung fand man noch reichlich Bruchstücke dieser Erzeugnisse. Vater Greuel, ein Nachkomme dieser Familie, erzählte mir vor kurzem noch, daß er bis zur Dachstuhlerneuerung diese „Hölt'n Pött" auf dem Boden hatte. Sie waren aus einem fetten Lehm gebrannt und ohne Glasur, jedoch mit zwei Henkeln zum Anfassen. Die Form und Größe der Gefäße waren recht verschieden, sie dienten zur Aufbewahrung von trockenen Nahrungsmitteln. Die Haltbarkeit war infolge des nicht zu hohen Brenngrades begrenzt, was jedoch den Absatz nicht schmälerte.

Die vorliegenden Kirchenbuchauszüge zeugen von einer generationslangen Berufstreue. „Pöttermeister Greuel wärd sich dacht hemm'n — völ Bruch häwt dat Geschäft!" Ich hoffe, daß ich noch einmal „een von düsse Hölt'n Pött" bekommen werde, um unsere Heimatstube mit einem Erzeugnis unserer Vorfahren zu bereichern.

Schon etwas besser und nobler im Aussehen waren die Töpfe aus der Blumenthaler Manufaktur der Ostprignitz. Diese rief Friedrich II. ins Leben, sie bestand in dem Ort Blumenthal bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Nach Überlieferungen wurde dieser Betrieb von einer Frau geleitet — und ganz schlechte Menschen meinen, „der alte Fritz hätte hier eine Geliebte kaltgestellt." Was hier Spott oder Wahrheit ist, sei dahingestellt. Jedenfalls ist aus dieser Produktion eine ganze Menge erhalten. Es ist eine gediegene, bodenständige Ware, auf dunkelbraunem Grund mit weißer lustiger Malerei und oft mit urwüchsigen Sprüchen versehen. In dem Museum Heiligengrabe befanden sich noch ganze Reihen dieser Töpfe, auch in den Heimatmuseen Perleberg und Wittenberge sind sie zu Hause, sogar in der Heimatstube Cumlosen ist dieser derbe, prächtige „Prignitzer Pott" zu finden.

Unserer märkischen Tonerde machte einst die größte Ehre das plaueische Porzellan, oder auch das Rote Steinzeug genannt. Am Anfang des 18. Jahrhunderts war dieses Gewerbe in Blüte. Es wurden schöne Stücke, wie Tee- und Kaffeezeug, Kannen, Näpfe, Schüsseln, Teller, Aufsätze und Vasen hergestellt, teils in hellbrauner, teils in dunkelbrauner und schwarzer Farbe. Durch Schleifen und Malen und allerhand Versuche hatte man große Fertigkeiten erreicht. Es wurden zierliche goldene Blumen und Ranken eingebrannt, alles bekam somit ein schönes, gefälliges Ansehen. Dieses

Erzeugnis war auch an Festigkeit und Klang vortrefflich und im Material so dicht, daß man Stücke davon als Feuerstein gebrauchen konnte.
In unserem Dorf, seit Urzeiten ein Kätner-, Fischer- und Schifferdorf, findet man bei einzelnen Familien noch andere Andenken in Keramik, insbesondere die Hamburger Tasse, den Außiger Pott und hin und wieder die eisenrot bemalte Tasse, eine Besonderheit der Berliner Manufaktur. Porzellan war ein begehrtes Mitbringsel der weit in Deutschland herumkommenden Schiffer.
Das Handwerk des Töpfermeisters ist heute in unserem Dorfe ausgestorben. Daß dieses Gewerbe vor hundert Jahren und früher in Blüte stand, konnte ich auch aus den Worten der alten Frau Dräger entnehmen, die mir sagte: „As ick mütt mien Mudder up'n Diek güng un ant Bolk's Eik'n köm, meint se, — hier stünn früher de Pöttermöll."

OTTO HELLMANN

Zur Lage der Dergenthiner Bauern um 1800

Ihre Dienstverpflichtungen und die Ablösung derselben in den folgenden Jahrzehnten

Die Untertanenverhältnisse, Hofdienste und Abgaben

Das „im Departement der Königlichen Regierung zu Potsdam Westprieg-nitzschen Kreises gelegene Dorf Dergenthin" bestand um 1800 aus einem Rittergute, einer Pfarre und Kirche, einer Schule, 3 Dreihüfnergütern, 12 Zweihüfnerhöfen, 2 Kossathenhöfen und 7 Käthnerstellen.

Die rechtlichen Verhältnisse der Dergenthiner Bauern waren sehr uneinheitlich. Sie waren Untertanen verschiedener Grundherren. So unterstanden nach einem Protokoll aus dem Jahre 1822[1]) 1 Dreihüfner, 3 Zweihüfner, 1 Kossathe, 2 Käthner als Untertanen der Perlebergschen Kämmerei, 1 Dreihüfner und 1 Zweihüfner der Gerichtsbarkeit des von Bredowschen Patrimonialgerichts zu Laaslich, 1 Dreihüfner, 4 Zweihüfner, 1 Kossathe, 5 Käthner der Patrimonialgerichtsbarkeit der Herrn von Platen zu Kuhwinkel, 2 Zweihüfner gehörten zur Pfarre Sükow und nur 1 Zweihüfner unterstand der Gerichtsbarkeit des Rittergutes in Dergenthin.
1 Zweihüfnerhof befand sich ferner im Besitz des Dergenthiner Gutes. Zu den Untertanen des Rittergutes Dergenthin zählten außer dem genannten

[1]) Urkunde im Privatbesitz

Zweihüfnerhof aus Dergenthin 2 Zweihüfner aus Sükow, 2 Kossathen aus Laaslich, 1 Kossathe aus Nebelin und 1 Kossathe aus Blüthen.

So unterschiedlich wie die Untertanenverhältnisse der Dergenthiner Bauern waren, so ungleich waren auch die Dienstverpflichtungen und Abgaben der Höfe.

Im Jahre 1790 übergab der „Vollhüfner und von Platensche Unterthan Ajatz Schreib zu Dergenthin Alters und Schwachheitshalber" an seine älteste Tochter Dorothea Schreib und deren Bräutigam Hans George Hecht aus Premslin seinen in Dergenthin belegenen Bauernhof. Der Hans George Hecht wurde als Hofwirth angenommen, nachdem er den Losschein von seiner bisherigen Dienstherrschaft vorgezeigt hatte.

Im Abschnitt 7 des Hofbriefes[2]), der die Hofübernahme regelte, sind die Frondienste, die von diesem Zweihüfnerhofe zu leisten waren, aufgeführt:

„An Diensten leistet der neu anziehende Hofwirth Hans George Hecht von diesem Vollhüfner Hofe der Gutsherrschaft zu Kuhwinkel wie folget:

1. Alle Woche 1 Spanntag und außerdem noch 1 Handtag.
2. In der Erndte, so lange solche dauert, nehmlich 6 Wochen hindurch wöchentlich einen Harkentag, mithin jährlich 6 Tage, wogegen der Hofbesitzer von der Herrschaft einen halben Käsen und eine Schnitte Brod erhält.
3. Jährlich im Herbst einen Bracke- und einen Schwinge-Tag gegen Herrschaftliche Beköstigung, desgleichen in eben dieser Art, einen Rüben-Grabe-Tag.
4. Im Frühjahr aljährlich einen Pflanz- und einen Brackgraben Tag. gegen Herrschaftliche Beköstigung, desgleichen in eben dieser Art, einen Flachs Wiete Tag.
5. Außer denen im ordinairen Hofdiensten ad. 1. bestimmten Spanntagen wird aljährlich ein Tag mit dem Gespann zum Einfahren des Korns zu Hofe gedient, oder wenn dieser Spanntag nach Willkühr der Herrschaft zu einem andern Behuf genutzet wird, so hängt es von dem Willen der Herrschaft ab, und empfängt der Dienstpflichtige eine Kanne Bier und einen ganzen Käsen.
6. Leistet der Hofwirth aljährlich im Herbste 4 Tage zum Pflügen mit dem Gespann, wogegen alsdann der Handtag ausfält.
7. Leistet der Hofwirth aljährlich eine Schiffs Fuhr, wobey er 18 Scheffel[3]) auf unbestimmte Zahl der Meilen, jedoch nur immer nach der Nächsten Stadt laden muß.

2) Hofbrief aus dem Jahre 1790, Privatbesitz

3) Scheffel: altes Hohlmaß = 54,96 l; 1 Scheffel = 16 Metzen, 1 Metze = 3,44 l; 1 Scheffel Roggen = 41,5 kg, 1 Scheffel Hafer = 25 kg

8. Pflügt der Hofwirth aljährlich im Frühjahr drey Tage mit dem Gespann, wogegen die Handtage wegfallen.
9. In der Roggen-Erndte, so lange diese dauert, stellet der Hofwirth täglich einen Mäher, und einen Binder, gegen Herrschaftliche Beköstigung, zu welcher Zeit der wöchentliche ordinaire Hofe-Dienst ausfält.
10. Wird der Hofwirth im Mähen zum Sommerkorn auf dem Hofe bestellet, so erhält er von der Herrschaft das nothdürftige Getränke.
11. Giebt jährlich Ein Rauchhuhn und Zwey Thaler Zwölf Groschen Wiesen Pacht.
12. Giebt jährlich Drey Scheffel alt Maas rein Roggen Pacht in natura.

Der neu angehende Hoftwirth Hans George Hecht, verspricht vorbestimte Herrschaftliche Dienste, so wie auch alle Königl. Lasten und Pflichten, so auf dem Hofe haften, jederzeit prompt und unweigerlich zu entrichten und abzuführen, auch seiner Gerichts Herrschaft dem Herrn von Platen zu Kuhwinkel treu, hold und unterthänig zu seyn."

Über die Dienstleistungen, die ein anderer Zweihüfner, der Bauer Ludwig Pey, als Untertan des Gutes Dergenthin seiner Herrschaft zu leisten hatte, gibt ein Rezeß aus dem Jahre 1827[4]) genaue Auskunft. Darin heißt es:

„An Diensten leisten Pey, Nohr und Sauer[5])

a, eine Woche einen und die andere Woche zwei Gespanndiensttage, jedoch mit Ausschluß einer Woche in der Roggenerndte, wo jeder vier Tage einen Mäher und einen Binder stellen muß,

b, alljährlich einen und einen halben Gespanndiensttag zum Roggen einfahren,

c, eine Schiffsfuhre auf drei Meilen weit,

d, die Anfuhr eines Fuder Heu von den auf der Laaslicher Feldmark gelegenen Wiesen des Gutes Dergenthin,

e, solange zu heuen und Hafer zu binden ist, wöchentlich zu diesen Arbeiten zwei Tage,

f, neun Beitage mit der Hand, im Frühjahr und Herbst,

g, unbestimmten Baudienst außer der Saat- und Erndtezeit, jedoch dergestalt, daß nie mehr als alle 14 Tage ein Tag geleistet wird."

„Ferner haben dem Gute abzuliefern die verehelichte Pey

a, zwei Scheffel Roggen klein Maaß,

b, zwei Thaler Sieben und einen halben Pfennig Wiesenzins."

4) Dienstablösungs-Rezeß, Urkunde im Privatbesitz

5) Nohr und Sauer sind Zweihüfner aus Sükow und Dergenthiner Untertanen

Damit waren aber die Dienstleistungen dieser Höfe nicht erschöpft. Die 24 Vollbauern, Kossäten und Kätner des Dorfes Dergenthin mußten auch den Rittergutsbesitzern von Voß, Besitzern der Güter Nebelin I. Anteils und Nebelin II. Anteils[6]) und dem Rittergute in Dergenthin Dienste und Abgaben leisten.

Uber diese Verpflichtungen berichten die von diesen Gütern mit der Gemeinde Dergenthin im Jahre 1827 abgeschlossenen Ablösungsrezesse.

Den Gütern Nebelin mußten die Bauern aus Dergenthin jährlich „15 Scheffel 10 Metzen Hafer Berliner Maaß" und „6 Thaler 10 Silbergroschen 5 Pfennige" entrichten.

„Außerdem müssen die sämmtlichen Hofwirthe jedem der beiden Güter zu Nebelin alljährlich eine Wiese abmähen und einen halben Tag heuen. Auch muß der Hofwirth mit Ausschluß der Käthner jedem der beiden Güter ein Jahr ums andere einen Pflugdiensttag in der Herbstsaatzeit leisten, mithin ein Jahr dem einen und das andere Jahr dem anderen Gute. Beim Mähen erhält der Vormäher eine Pfeife und ein Paket Tabak und sämmtliche Hofwirthe erhalten allemal von jedem Gute ein Quart Brandtwein und eine Viertel Tonne Bier."[7])

An das Gut Dergenthin zahlte die Gemeinde jährlich eine Naturalabgabe von „17 Scheffeln 6 Metzen Hafer".

„Ferner leistet die Gemeinde Dergenthin dem Gute daselbst und zwar

a, jeder Bauer und jeder Kossat in der Herbstsaatzeit einen Pflugdiensttag.

b, jeder Hofwirth in der Heuerndte einen Mähe- und einen Harkentag.

Beim Grasmähen bekommen die Arbeiter eine halbe Tonne Bier und jeder der beiden Vormäher eine irdene Pfeife und ein Paket Tabak.
Beim Pflügen erhalten die Dienstleistenden für die in Dienst gestellten Pferde, Mittagsweide auf zwei Stunden.[8])

Zählt man die Dienstleistungen des Hechtschen Hofes zusammen, so kommt man auf die Zahl von ca. 73 Spanntagen und 88 Handtagen, während der Bauer Pey 82 Spanntage und ca. 53 Handtage zu leisten hatte. Die Ausbeutung und Ausnutzung der Bauern durch die Gutsherren wird aber noch deutlicher, wenn wir in einem Protokoll aus dem Jahre 1822 über die Dienste der Gemeinde Dergenthin lesen:

6) Das Gut Nebelin I. Anteils ist das frühere Gut Nebelin, das Gut Nebelin II. Anteils die Nebeliner Silge in der Feldmark Dergenthin

7) Ablösungsrezeß zwischen den Gütern Nebelin und der Gemeinde Dergenthin, Urkunde im Besitz der Gemeinde Dergenthin

8) Ablösungsrezeß über die Dienste der Gemeinde Dergenthin mit dem Gute Dergenthin, Urkunde im Privatbesitz

„Der Dienst dauert von Morgens 6 bis Abends 6 Uhr, sollte der Pflugtag jedoch nach Michaelis (29. September) gefordert werden, so dauert der Dienst nur von 7 bis 5 Uhr."[9])

Im weitern Verlauf der Verhandlung forderte der Gutsbesitzer Giese,

„daß der Dienst mit 4 Pferden geleistet werden müßte, wogegen die Hofwirthe behaupteten, daß sie nur schuldig wären ihn mit soviel Spannvieh zu leisten, wie sie wollten, mit zwei Ochsen, zwei Pferden oder drey Pferden."[10])

Die Dergenthiner Bauern scheinen über die unverschämte Forderung des Gutsbesitzers Giese sehr aufgebracht gewesen zu sein, denn sie lehnen eine Einigung mit dem Gutsherrn ab und verweigern die Unterschrift unter dieses Protokoll.

Die Dienstherrschaft war aber auch zu „Gegenleistungen" verpflichtet:

„Die Hofwirthe erhalten von der Gutsherrschaft außer der gesetzlichen Remission[11])

1. beim Roggenmähen Mittagsbrod, Vesperbrod und freies Getränk
2. bei Leistung der Heufuhren jeder ein Maaß Bier und ein Stück Käse und Brod
3. bei den Harketagen, Getränk und zum Vesperbrod Käse und Brod
4. für die Schiffsfuhre jeder einen Silbergroschen und einen halben Pfennig"

ferner jährlich „zwei Scheffel Roggen klein Maaß Speisekorn."[12])

Die darüber hinausgehenden „Gegenleistungen" der Dienstherrschaft wurden schon genannt und beschränkten sich auf „ein Quart Brandtwein und eine Viertel Tonne Bier" bzw. „eine halbe Tonne Bier" für die gesamte Gemeinde beim Grasmähen, eine Tonpfeife und ein Paket Tabak für den Vormäher, Mittagsweide für die an den Pflugtagen „in Dienst gestellten Pferde". Wie die „Herrschaftliche Beköstigung" aussah, kann man ebenfalls ermessen, denn an keiner Stelle findet man Fleisch, Schmalz oder Butter als Bestandteile dieser Beköstigung genannt.

Verglichen mit der Ausbeutung der Bauern, die gutsherrliche Untertanen waren, sind die Dienstleistungen der der Stadt Perleberg verpflichteten Hofwirte als human zu bezeichnen.

Nach dem Ablösungsrezeß über die Dienste der der Gerichtsbarkeit des Stadtgerichts zu Perleberg unterstellten Bauern aus dem Jahre 1855 waren die 4 Vollbauern aus Dergenthin

9) und 10) Urkunde im Privatbesitz

11) Mit Remission, auch Bau-Remission, ist die Hilfeleistung gemeint, die der Gutsherr bei der baulichen Instandsetzung der Gebäude seiner Untertanen zu geben hatte

12) siehe Anmerkung 4)

„verpflichtet, der Kämmerei zu Perleberg jährlich ein gewisses Dienstgeld, nach Abzug eines gewissen Speisegeldes, wozu die Kämmerei verpflichtet war, und 9 Gespanntage zu leisten, wogegen . . .“ die übrigen Besitzer (1 Kossate und 2 Kätner) verpflichtet waren „. . . ebenfalls ein gewisses Dienstgeld zu entrichten und Dienste mit der Hand zu leisten, für welche letzteren jedoch in letzter Zeit gleichfalls eine bestimmte Geldvergütung entrichtet ist.
Außerdem beanspruchte der Magistrat zu Perleberg von jedem der zu 1—4 Genannten (4 Vollbauern) bei Ausbruch eines Feuers in der Stadt Perleberg, die Gestellung eines 4-spännigen Wagens, um darauf erforderlichen Falls die Rathaus-Registratur zu retten.“[13])

Die Ablösung der Dienstverpflichtungen

Das Edikt des Freiherrn vom Stein vom Jahre 1807 „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend“ brachte den Bauern nur die persönliche Freiheit und das Recht der Freizügigkeit. Die Hand- und Spanndienste und sonstigen Abgaben blieben aber noch weiterhin bestehen. Nach einer Verordnung des Staatsministers von Hardenberg aus dem Jahre 1811 durften sich die Bauern mit Erlaubnis ihrer Gutherren durch Abtretung von einem Drittel ihres Besitzes oder durch eine hohe Geldabgabe freikaufen.

Die oben verzeichneten Hofdienste des Bauern Hecht in Dergenthin blieben noch bis zum Jahre 1829 bestehen und wurden im Jahre 1835 durch einen mit den Rittergutsbesitzern von Platen in Kuhwinkel abgeschlossenen Ablösungsrezeß in eine Hypothek von 800 Talern umgewandelt, die von Johanni (24. Juni) 1829 an gerechnet mit 4 % zu verzinsen war. Eine wie große Belastung 800 Taler in damaliger Zeit darstellten, ist aus folgenden Angaben zu ermessen.

In dem Hofbrief aus dem Jahre 1790 wird der Wert einer Kuh mit 10 Talern angegeben; 1853 wird bei einer Erbauseinandersetzung als Gegenwert für eine Kuh der Betrag von 15 Talern eingesetzt.

Die jährlichen Zinsen der Hypothek (= 32 Taler) entsprachen also einem Wert von zwei guten Kühen.

Die Löschung der zugunsten der Rittergutsbesitzer von Platen eingetragenen Hypothek erfolgte erst im Jahre 1857. Im Jahre 1845 war die Hälfte der Hypothek durch Verkauf einer Wiese auf der Kuhwinkelschen Feldmark durch den damaligen Besitzer Hartwig Joachim Hecht „an den Ritter-

[13]) Rezeß über die Ablösung der für die Kämmerei zu Perleberg auf den Grundstücken . . . zu Dergenthin lastenden Reallasten vom 6. 10. 1855, Urkunde im Besitz der Gemeinde Dergenthin

gutsbesitzer Heinrich Friedrich Wilhelm von Platen auf Kuhwinkel für 400 Thaler Courant" abgezahlt worden. Leicht ist dem Besitzer die Tilgung der Restsumme nicht geworden, denn er nahm noch wenige Monate vor der Löschung der Hypothek ein Darlehen von 200 Talern auf und ließ diese Summe auf den Hof eintragen.

Die Bauern mußten bei der Abtragung der Ablösungskapitalien sehr vorsichtig sein, denn sie wurden durch die Ablösung der Dienste auch Schuldner der Gläubiger des Gutes und blieben „ein jeder auf Höhe des von ihm zu zahlenden Ablösungs-Kapitals mit seinem Hofe den Hypothekgläubigern (des Gutes) solange verhaftet", bis der Gutsherr ihnen überzeugend nachgewiesen hatte, daß er die „Ablösungs Kapitalien zu Gunsten seiner Hypothekengläubiger obliegenden Verbindlichkeiten vollständig erfüllt hat". Führte der Gutsherr diesen Nachweis nicht, waren seine Hypothekengläubiger berechtigt, die gesamten auf dem Hof eingetragenen Ablösungskapitalien mit einer Frist von 6 Wochen zu kündigen. Es war also schon sicherer, daß sich „die Horfwirthe von aller Verhaftung gegen die Hypothekarischen Gläubiger" dadurch sicherten, daß sie die abgezahlten Beträge „gerichtlich niederlegten."[14])

Die Aufhebung der Dienstverpflichtungen der Untertanen des Dergenthiner Gutes erfolgte im Jahre 1827.

Während die beiden Zweihüfner aus Sükow ihre Dienste gegen eine Zahlung von 700 Talern ablösten,

> „leistet die verehelichte Pey die Entschädigung durch Land dergestalt, daß sie dem Herrn Provokanten den dritten Theil der zu ihrem Hofe gehörenden Aecker, Wiesen und Weide mit Ausschluß von sechs Morgen Acker nach dem Durchschnitt aller Ackerklassen und die Wiese auf Kuhwinkelscher Feldmark abtritt."[15])

In allen Urkunden nach 1827 wird dieser Bauernhof dann immer als 1⅓ Hüfner geführt.

Die Ablösung der Hofdienste der gesamten Gemeinde Dergenthin gegenüber den Gütern Nebelin I. und II. Anteils erfolgte im Jahre 1827.

> „Jeder Vollbauer und jeder Kossate hat Johanni 1824 an das Gut Nebelin ersten Antheils 8 Thaler und an das Gut Nebelin zweiten Antheils eine gleiche Summe und jeder Käthner an das Gut Nebelin ersten Anteils 3 Thaler 15 Silbergroschen und an das Gut Nebelin zweiten Anteils die gleiche Summe bezahlt."[16])

Die in dem Rezeß genannte Kornabgabe von 15 Scheffeln 10 Metzen Hafer und die Zinszahlung von 6 Thalern 10 Silbergroschen 5 Pfennigen mußten

14) und 15) siehe Anmerkung 4)

16) siehe Anmerkung 7)

noch bis zum Jahre 1852 weitergezahlt werden und wurden in diesem Jahre durch Zahlung eines Ablösungsbetrages gelöscht.

Der Anteil, den der Vollbauer Hartwig Joachim Hecht zu leisten hatte, betrug „14 Thaler 21 Silbergroschen". Zwei Jahre später wurde der Kornzins an das Gut Dergenthin von diesem Hofe mit einer Zahlung von „11 Thalern 27 Silbergroschen" abgegolten.

Im Jahre 1855 lösten dann auch die der Stadt Perleberg untertänigen Bauern ihre Verpflichtungen durch Zahlung des 18fachen Betrages des Jahreswertes der Leistungsverpflichtungen in bar ab. Es zahlten 4 Vollbauern je 223 Thaler 6 Silbergroschen, 1 Kossäte und 1 Kätner je 76 Thaler und der andere Kätner 42 Thaler.

So waren seit der Bauernbefreiung im Jahre 1807 noch weitere 50 Jahre vergangen, bis sich die Bauern von den seit Jahrhunderten auf ihnen lastenden Feudalverpflichtungen freimachen konnten.

Die gesamte Loskaufsumme der Dergenthiner Bauern hat nach vorsichtiger Schätzung und bei Berücksichtigung der unterschiedlichen Belastung ca. 10 000 bis 11 000 Taler betragen.

HERMANN GRÄBKE

De Wohlzettel

De Koopmann Boddermann, de kem eenmol
Völ tiediger, as süs he ded,
In sien Geschäft. He röp sien Personal
To sich in dat Bureau un säd:
„Wir machen das Geschäft heut zu!
Sie alle können dann in Ruh
Als Wähler Ihre Pflicht erfüllen.
Sie wählen frei, nach eig'nem Willen.
Ob liberal Sie wählen, ob feudal,
Das ist dem Hause Boddermann egal.
Doch bitte ich, nicht zu vergessen,
Wess' Brot Sie, meine Herren, essen!
Ich glaube, daß Sie mich verstehen. —
Sind Sie mit Zetteln nicht versehen,
So will ich Ihnen
Damit gern dienen."

Nu drängten all de Lüd sich ran:
De Prokurist, de Kassenmann,
Dunn de Verköpers ut den Loden,
De Lüd von'n Logerböhn, de Boden;
Un jedwer kreg in d' Hand gedrückt
Een Blatt, un jedwer dankbor nickt.
Blot Peter, wat de Husknecht wär
Von Boddermann'n sien'n Vadder her,
De seggt: „Ik hew al eenen,
Ik bruk doch wierer keenen.
Sehn S' hier, den hew 'k up d' Strot hüt kregen,
As ik noh d' Post müßt Kisten dregen."

De Herr bögt sich bet näger ran
Un lest — un lärmt dunn Petern an:
„Du läßt Dir anschmier'n solchen Bettel!
Das ist der allerschlecht'ste Zettel
Der heut zur Wahl wird ausgegeben.
Du wirst auch diesen Zettel nehmen!
Nun steht die Wahl Dir völlig frei.
Mir, Peter, ist es einerlei,
Ob in die Urn' Du steckst den rechten,
Ob in die Urn' Du steckst den schlechten. —
Und nun, Ihr Herren, auf zum Krieg!
Ich freue mich schon auf den Sieg!"

De Kerls, de wären hellisch froh,
Dat se künn'n gohn un dat s' den Dag har'n frei;
Se tögen noh ehr Wohlbureau
Un wählten all för Boddermanns Partei.

Den ännern Dag röp Boddermann
Den ollen Husknecht Peter an:
„Na, lieber Peter, sage mal,
„Wie war's denn gestern bei der Wahl?"
„O Herr, ik mütt noch öwer lachen,
Wat bi de Wohl passeer'n för Sachen!
Ik har twee Zeddel doch in d' Tasch.
För mi gew ik den rechten,
Un Willem Bolten schmert ik rasch
Den ännern an, den slechten."

Zum Internationalen Frauentag am 8. März

Brigitte Ongyerth
(Rumänien)

Frauenhände

Frauenhände, Arbeitshände,
in das Schaffen eingereiht,
das in dieser Zeit der Wende
sich dem Wohl des Volkes weiht.
Feste Hände, die da schaffen,
sich behauptend allerwärts,
niemals werden sie erschlaffen,
sonst erschlafft auch Geist und Herz.

Frauenhände, Mutterhände,
so voll Liebe, voll Verstehn,
schaffen immer, ohne Ende,
für der Kinder Wohlergehn.
Abends, wenn die Kleinen träumen,
flicken sie beim Lampenschein,
Mutterhände nichts versäumen,
wollen niemals müde sein.

Frauenhände, voll Vertrauen
in des Volkes Dienst gestellt,
helfen gründen, helfen bauen
an der neuen Zukunftswelt.
Arbeitshänden, Kämpferhänden,
Händen, oft an Opfern reich,
schaffend stets an allen Enden,
euch sei Ehr' und Dank zugleich.

„DAS KULTURGESPRÄCH"

Zuschriften unserer Leser

FRITZ BETZELBERGER

Kann die Kulturarbeit nach statistischen Zahlen bewertet werden?

Es ist wohl angebracht, einmal darüber nachzudenken, welche Bedeutung die Zahl in der Kulturarbeit hat. Es soll beileibe nicht dem „Gesetz der kleinen Zahl" gehuldigt werden. Unsere Kulturarbeit will alle Menschen erfassen und bereichern. Aber vor der Gefahr, nach mehr oder weniger geschickt zusammengestellten Zahlen die kulturelle Arbeit zu bewerten, muß heute gewarnt werden. Gewinnt doch die Zahl ganz allgemein erst dann Wert und Kraft, wenn wir es verstanden haben, bei neugierigen oder

Unterhaltung und Wissen suchenden Menschen kulturelle Bedürfnisse zu wecken.

Den Anlaß zu der in der Überschrift enthaltenen Frage gab ein Bericht in der „Schweriner Volkszeitung" vom 13. Januar 1956. Dort heißt es: „Leider waren nur knapp 40 Einwohner erschienen". (Gemeint ist die Kreisstadt Perleberg). „In einem Dorf wie Kleinow dagegen wurden 50 Vortragsbesucher gezählt. Müssen wir Städter nicht beschämt sein?"

Soweit der Bericht des Volkskorrespondenten. Ich möchte ihm darin zustimmen, daß es unsere Aufgabe sein muß, immer mehr Menschen für wichtige Fragen und Probleme unseres Lebens zu interessieren. Aber wie undialektisch, wie losgelöst von Zeit und Ort, ohne an das Gestern, Heute und Morgen zu denken, wird einfach festgestellt. Punkt. Aus.

Könnte es nicht so sein, daß diese 40 Menschen in Perleberg den „Sauerteig" darstellten? Vielleicht sind diese Menschen zum ersten Male in dieser fraglichen Veranstaltung gewonnen worden. Ist es denn nicht bekannt, daß in den Schaufenstern der Kreisstadt die Plakate von sechs und mehr Veranstaltern aushängen, die alle um die Menschen werben? Ist es nicht bekannt, daß zwei Lichtspieltheater, die „Deutsche Konzert- und Gastspieldirektion", das „Haus der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft", das „Haus der Jugend" und das von der „IG Land und Forst" in der Feldstraße laufend zu Veranstaltungen einladen? Außerdem rufen die Parteien und Organisationen, die Sektionen und Kommissionen zu Versammlungen und Sitzungen auf und teilen mit, daß mit dem unbedingten Erscheinen gerechnet wird.

So möchte ich zusammenfassend sagen, die Frage müßte nicht so: 40 in Perleberg und 50 in Kleinow lauten, sondern so: Wie planen wir besser, wie vereinfachen wir, wie sparen wir Geld, indem wir weniger und besser organisierte Veranstaltungen durchführen. Denn — und das ist eine wichtige Erkenntnis aus der politischen Arbeit — Mißerfolge zeitigen weitere Mißerfolge, ebenso wie Erfolge weitere Erfolge erheischen und verlangen, damit Fortschritte erzielt werden.

Auch die Frage wäre einmal zu überlegen, was müssen wir tun, damit wir zu einer schöpferischen Arbeit kommen, also selbständig denken und handeln lernen. Mit solchen und ähnlichen Fragen müßten sich einmal die Kulturschaffenden und die Abteilungen Kultur beim Rat des Kreises und Bezirkes befassen. Vielleicht kommen sie dann zu der Feststellung, daß auch in einem kleinen Kreis eine sehr fruchtbare Arbeit geleistet werden kann, wenn das „Samenkorn" auf gut vorbereiteten und fruchtbaren Boden fällt. Wichtig ist dabei nur, daß das Samenkorn von den Routinierten nicht zertreten wird.

In der Kulturarbeit herrscht das großartige Wechselspiel von Einzel- und Gemeinschaftswirkungen. Hören und schätzen wir nicht ebenso gern das Orchester wie den Solisten?

HANS SEILER

Einige Gedanken zur Ausstellung des 2. künstlerischen Wettbewerbes der Lehrlinge und Berufsschüler

Um es vorweg zu sagen, die beiden hier abgebildeten Scherenschnitte sind dieser Ausstellung entnommen. Es sind zwei von den sechs Arbeiten, für die der Lehrling des Saatzuchthauptgutes Zernikow, Dietrich Stoll, den 1. Preis erhielt. Der Gedanke, die Lehrlinge und Schüler zu künstlerischer Tätigkeit anzuregen, ist ausgezeichnet. Durch die Ausschreibung von künstlerischen Wettbewerben in den Kreisen durch das Ministerium für Arbeit und Berufsausbildung hat dieser Gedanke seinen positiven Niederschlag gefunden.

Unser Kreis hat zum zweiten Male erfolgreich diesen Wettbewerb durchgeführt. Schon im vergangenen Jahre wurde ein Lehrling als Republiksieger und mit dem Ehrenpreis des stellvertretenden Ministerpräsidenten Walter Ulbricht ausgezeichnet. Heute studiert dieser junge Mensch bereits an einer künstlerischen Lehranstalt unserer Republik. In diesem Jahre konnten von der Jury wiederum einige Arbeiten zum Republikentscheid nach Berlin gesandt werden. Das sind durchaus Ergebnisse, die sich sehen lassen können und die nicht zum geringen Teil dem Leiter der Abteilung Berufsausbildung beim Rat des Kreises Perleberg, Herrn Schlichting, zu danken sind. Der liebevolle Aufbau der Ausstellung, aber auch die noch wichtigere Anregung der Schüler, ist sein Verdienst.

Die Kunst spielt im Leben eines Volkes eine große Rolle und besonders in einer Gesellschaftsordnung, in der der Mensch sich immer mehr zur Vollkommenheit entwickelt.

Die Schüler, die hier in der Berufsschule Perleberg ihre Arbeiten ausstellten, haben in einer Zeit ihre Grundschulausbildung erhalten, in welcher dort eine Kunsterziehung noch nicht auf dem Lehrplan stand. Gerade deshalb sind ihre Leistungen besonders zu werten. Natürlich sind die Zeichnungen, Aquarelle, Holzarbeiten, Fotos, literarische und musikalische Arbeiten von sehr unterschiedlichem Niveau. Das hat seine Gründe nicht nur in der oft falschen, mangelhaften oder gänzlich fehlenden Anleitung. Es ist ein sicheres Zeichen von sporadischer Arbeit, die gemacht wird, um ausgestellt zu werden. Manche Schüler sind auf völlig falschem Wege, und das ist zugleich der große Mangel. Künstlerische Leistung will hart erarbeitet werden; nur zäher Fleiß und Beharrlichkeit können hier zum Ziel führen. Bedauerlicherweise machen nur wenige der Aussteller von der Möglichkeit Gebrauch, in den künstlerischen Zirkeln des Kulturbundes oder der Volkshochschule mitzuarbeiten.

Beachtung verdiente eine kleine Rötelzeichnung von der 15jährigen Gerlinde Meuser, die damit den 2. Platz errang, und eine Bleistift-Skizze von Manfred Meinke, der den 3. Preis erhielt. Ein junger Tapeziererlehrling schnitzte eine Schale aus Eichenholz, auch eine Arbeit, die ihre Anerkennung zu Recht verdient hat. Die jungen Fotografen des RAW Wittenberge, es handelt sich um 15- bis 16jährige Elektriker, erhielten für ihre interessante Bildreihe „Streifzug durch Wittenberge" den 1. Preis auf ihrem Arbeitsgebiet. Der Ausschnitt eines ihrer Fotos ist das heutige Titelbild unserer Zeitschrift — „Wittenberge am Hafen".

Weiter waren erfreuliche literarische Arbeiten vorhanden und das Lied „Ruf an die Völker der Welt", Musik und Text von Erika Bolte und Marianne Treinzen.

Die Ausstellung zeigte ein Jahr positive Entwicklung auf. Es wurde vielfach der Versuch gemacht, eine wirkliche Aussage zu erreichen.

Unsere Jugend wird heute ernst genommen; das bewiesen auch der Verband bildender Künstler, das Ministerium für Arbeit und Berufsausbildung und das staatliche Rundfunkkomitee, die zu einer Aussprache mit den Siegern und der Jury ihre Vertreter nach Perleberg entsandt hatten.

Möge die Ausstellung der arbeitenden Jugend Ansporn gewesen sein, ihre künstlerischen Fähigkeiten zu entwickeln und zu bilden, zur Ehre unseres Handwerks, und zur Vervollkommnung unseres menschlichen Geschlechtes in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Berichtigung

In unserem Artikel „Das Gülitzer Braunkohlenrevier", Heft 2/56, Seite 59, muß es anstatt Kohlendioxyd Methan, CH_4 heißen.

Reppert

Das Heft enthält

	Seite
A. Hoppe: Der dreifache Sarg	65
A. Hoppe: Die toten Brüder. Aus einer Prignitzer Familienchronik	79
F. Giese: Flurnamen in Schönfeld	81
W. Westermann: De Hölt'n Pött un dat fine Geschirr in der Prignitz	82
O. Hellmann: Zur Lage der Dergenthiner Bauern um 1800, ihre Dienstverpflichtungen und die Ablösung derselben in den folgenden Jahrzehnten	84
H. Gräbke: De Wohlzettel	91
B. Ongyerth: Frauenhände	93
Das Kulturgespräch: F. Betzelberger: Kann die Kulturarbeit nach statistischen Zahlen bewertet werden?	93
H. Seiler: Einige Gedanken zur Ausstellung des 2. künstlerischen Wettbewerbs der Lehrlinge und Berufsschüler	95
Berichtigung	96

Redaktion „Unsere Heimat": Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352

Konto: Kreissparkasse Perleberg 1900

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Hans Seiler, H. J. Konrad

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Foto des Titelblattes: Wittenberge am Hafen, Fotozirkel RAW Wittenberge, siehe Artikel Seite 95

3. Umschlagseite: H. Seiler, Vorfrühling am Schlatbach, Aquarell

Märzheft 1956 . Preis DM 0,50

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Kreisleitung Perleberg, und vom Rat des Kreises Perleberg, Abteilung Kultur

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 187-56 - 5123